

war es nur die Vermutung, dann eine Überzeugung; später eine feste Tatsache, welche die Einwohner mit Stolz und Hoffnung erfüllte. Die Erzählungen von Djenin wurden bald in ganz Palästina bekannt. Mit reichen Zusatzerzählungen ausgeschmückt, kehrten die Gerüchte nach Djenin zurück, und die Einwohner wunderten sich: „Selbst in Beer Saba und Saffed wissen alle, daß wir einen Schatz besitzen.“ Man entschloß sich, zu handeln. Der ganze Boden in der Nähe des Hauses, welches den deutschen Stab beherbergte, wurde in allen Richtungen gründlich aufgewühlt. Niemals früher haben die Bauern von Djenin so tief geegraben wie jetzt, aber das Geld kam nicht zum Vorschein. Man dachte sich dann: „Die Deutschen sind ein schlaues Volk, sie würden nicht das Gold dort vergraben, wo es leicht zu finden wäre“, und man begann mit Bohrungen außerhalb der Stadt, in den Feldern, hauptsächlich aber in der Richtung zur Station. Bald sah der Boden wie nach einer heftigen Artillerievorbereitung oder einem Erdbeben aus — gewaltige Löcher, tiefe Gänge, Steine, verrostete Eisenreste.

Man zankte sich schon über die Verteilung der Beute, denn niemand wollte dem Vorschlag des alten angesehenen Schiedsrichters Hussein zustimmen, das Gold zu gleichen Teilen unter alle Familien der Stadt zu verteilen.

„Was, nur 200 Pfund soll ich bekommen?“ jammerten die Unternehmungslustigen, die starke Muskeln und große Geduld hatten.

Viele Einwohner kamen heimlich in der Nacht, um die Ausgrabungen in der Dunkelheit fortzusetzen, in der Hoffnung, allein in den Besitz des Goldes zu gelangen. Aber das Gold war hartnäckig und wollte aus seinem Versteck nicht heraus.

Ich besuchte Djenin zu der Zeit, als die Stadt am stärksten vom Goldfieber befallen war. Naivität oder Verzweiflung? Man suchte und fand einen Zusammenhang zwischen dem deutschen Gold und den deutschen Zeitungen, die ich im Kaffeehaus las. Der steinreiche Wucherer Ahmed, welcher schon die Hälfte seines Vermögens in den Ausgrabungen eingebracht hatte, der angesehene Kaufmann Akaui, der Gerichtsbeamte Schukri — alle wollten sich meine Gunst sichern.

„Wäre es dir nicht möglich, die Sache in die Hand zu nehmen?“ fragte mich vertraulich Ahmed, „kannst du nicht nach Deutschland schreiben, um dort nähere Auskünfte zu verlangen? Gelingt die Sache, so zahlen wir dir 20 000 Pfund.“ Mein Lachen betrachtete er als einen im Orient üblichen Schachzug, um eine größere Summe zu verlangen, und erzählte später in der Stadt, der „Ausländer sei ein „Schater“ (ein Gierbener), mit dem man sehr vorsichtig sein muß.

Der energische Gouverneur war vom allgemeinen Wirrwarr ganz verzweifelt; wenn man überhaupt von der Verzweiflung eines Engländers sprechen kann. Er klagte mir über seine Schwierigkeiten: „Die Einwohner sind einfach wahnsinnig geworden. Nichts interessiert sie mehr, sie wollen nicht mehr arbeiten und sie sitzen die ganze Zeit im Kaffeehaus oder bohren draußen bei der Station. Das Leben ist unglaublich teuer geworden, denn für die Leute, welche von Millionen träumen, ist der Piaster eine verachtete vulgäre Münze geworden.“

„Warum verbieten Sie nicht die Ausgrabungen?“  
Der Engländer lacht: „Ich habe es schon versucht, aber mein Verbot hat die Lage womöglich noch verschlimmert. Die Bevölkerung betrachtete meine Verordnung als eine Maßnahme der Zentralregierung, welche selbst den Schatz beschlagnahmen möchte, und der Glaube an das Vorhandensein des Goldes wurde dadurch noch verstärkt.“ Bald fiel die kranke Stadt internationalen Gaunern zum Opfer. Djenin kannte bis dahin nur den offenen Diebstahl und den Trick mit der Maschine, welcher aus einer Goldmünze zwei macht, und war daher groß angelegten Beträgereien nicht gewachsen.

Eines Tages meldete sich bei dem schon erwähnten Wucherer Ahmed ein ehemaliger türkischer Unteroffizier und erzählte ihm, er hätte in Jerusalem seinen gewesenen Chef getroffen, der über die ganze Angelegenheit genau orientiert sei. Man beschloß, sofort nach Jerusalem zu fahren. In einem Zimmer des vornehmsten Hotels wurde Ahmed von einem mit unzähligen Dekorationen geschmückten türkischen Oberstleutnant in Galauniform empfangen. Der Offizier zeigte dem von der ganzen Pracht schwindig gewordenen Ahmed einen schönen Plan mit vielen unterirdischen Gängen, geheimnisvollen Ziffern, dicken Siegeln und langen Überschriften in türkischer Sprache. „Dieser Plan, der seinerzeit auf Anordnung des Oberkommandos angefertigt wurde, zeigt alle Gänge, welche zum Schatz führen“, sagte der Offizier und erklärte sich bereit, das Dokument zum billigen Preis von 300 Pfund zu verkaufen. Am nächsten Tag bezahlte Ahmed die geforderte Summe und brachte triumphierend den Plan

nach Djenin: Eine qualvolle Woche vergeblicher Bemühungen, das geheimnisvolle Dokument zu entziffern!

Als die Geduld schon zu Ende war, bekam Ahmed eine Karte folgenden Inhalts: „Esell! Glaubst du, daß ich dir den echten Plan für 300 Pfund ausliefern würde?“ Die Stadt atmete erleichtert auf. „Dieser Plan ist zwar gefälscht, aber der echte muß doch existieren, das gibt ja der Gauher selbst zu.“

Vor einigen Monaten war ich wieder in Djenin. Die letzten englischen Truppenteile haben das Städtchen verlassen, alles schlummert wieder wie vor dem Kriege, aber die Legende von den deutschen Millionen ist lebendiger als je zuvor und beschäftigt weiter die Volksphantasie. Ich spaziere mit dem zweiten Bürgermeister außerhalb der Stadt, entlang der Eisenbahnlinie Djenin-Nablus. Mein Freund zeigte mir ein großes Grundstück, welches ein Jude aus Tel Aviv gekauft hat, um hier eine Ziegeleifabrik zu errichten.

„Was will der Jude hier machen?“ fragte er.  
Ich war erstaunt: „Die arabische Aufschrift sagt es ja:  
Ziegel.“

Der Bürgermeister lächelte bitter: „Ziegel sagt man, und

Arme, liebe, verrückte Stadt!

Aber der Wahnsinn hat für Djenin auch gute Folgen gehabt, welche die Einwohner zunächst gar nicht erwarteten. Erinnern Sie sich der Erzählung aus der Kinderzeit über die ungeduldigen Söhne, welche auf Rat ihres sterbenden Vaters einen Goldschatz suchten und den Boden dabei so gründlich aufwühlten, daß die Bäume schöne große Früchte trugen? Nun, Djenin hat diese Kindergeschichte in großem Stil durchgemacht.

Dank den tiefen Ausgrabungen gelang es, eine Art Kanäle von der Wasserquelle zu allen Teilen der Stadt durchzuführen, eine vom Regierungsagronom längst empfohlene Arbeit, die aber von den faulen Bauern unter allen möglichen Vorwänden von Jahr zu Jahr hinausgeschoben wurde.

In Erwartung des Goldschatzes hat heute Djenin die besten Feigen und das schönste Gemüse von Palästina.

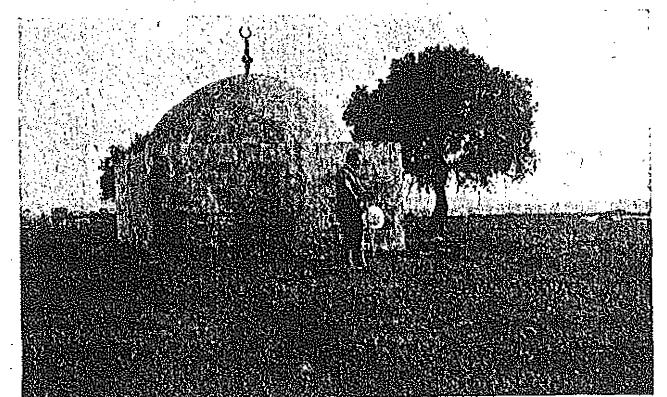
## Der Uili von Akkö.

(Eine syrisch-arabische Sage.)

Von Asis Domet (Haifa).

Die folgende Sage ist vom Verfasser auch dramatisch behandelt worden. Die Schriftleitung.

Unter allen Städten Palästinas nimmt Akko mit seinem versandeten Hafen an einer malerischen Bucht eine ganz besondere Stellung ein. Erinnerungen aus der Zeit der Kreuzzüge, vornehmlich Bauten des Johanniterordens, sind mit den Ruinen der jüngsten Vergangenheit seltsam verknüpft, die von den verfallenen Wällen mit ihren hundertjährigen Geschützen



Das Witt-Grab zu Akka

wie von einer Schutzwehr der Vergangenheit umfriedet sind. Aus dem Weichbild der Stadt blickt der mit Marmor verkleidete Kuppelbau der Dschazzarmoschee wie ein Traumbild aus den Märchentagen der Kalifen gen Himmel auf. Und all die lauschigen Winkel, wie die geschichtlichen Stätten, umstrahlt mit unverminderter Stärke der Glanz einer seltsamen Gestalt des Hl. (Heiligen) von Akko.

Die Sage vom heiligen Manne ohne Arme, Hamza, hängt eng mit dem Eroberungszug Napoleons durch Syrien zusammen. Diese erzählt, daß der ehrgeizige Feldherr gezwungen war, seinen ermüdeten, von der Pest ge-

lichteten Truppen längere Ruhezeit in Jaffa zu gönnen. Hier machte er auf eine sonderbare Weise die Bekanntschaft eines armlosen Wüstenreiters. Sogleich schickte er Krieger nach ihm aus und ließ ihn zu sich ins Lager holen. Bald standen die beiden einander gegenüber; der verwöhnte Günstling des Schicksals blickte seinem Ebenbilde lange forschend in die Augen. Da der Feldherr wenige Monate vorher öffentlich erklärt hatte, daß er ein Muselmam sei, entbot ihm sein Gegenüber den üblichen mohammedanischen Friedensgruß. Aber lange währte es nicht, bis die Vertreter zweier Weltanschauungen hart aneinander gerieten. Gleich der gedeckte Abendtisch mit seinen Weinflaschen bot den ersten Anlaß zu einem heftigen Zusammenstoß. Denn der gläubige Sohn Meckas konnte das verbotene Getränk in seiner Nähe nicht dulden, und so schleuderte er sie mit den Zehen seines Fußes weg. „Du bist von Sinnen“, rief ihm der Franzose wutentbrannt zu, worauf der Mohammedaner ihm seelenruhig antwortete: „Noch habe ich mich nicht an Ihrem Wein berauscht.“ In der Folgezeit ringen die beiden geistig miteinander, wobei auch der viertausend gefangenen Edelleute im Lager gedacht wird. Dies veranlaßt den Wüterich, die Bedauernswerten hinrichten zu lassen. Während nun der Feldherr sich hinausbegibt, um die nahenden, um Gnade flehenden Frauen und Männer wegjagen zu lassen, entweicht der Uli mit der Magd des Gewalthabers, einer Tscherkessin, von einem französischen Offizier unterstützt, der seinerseits die Schöne verehrte.

Wenige Tage darauf taucht der Uli mit seinem jungen Weibe in Akko auf, wo der Befehlshaber Dschazzar Pascha alle Vorbereitungen zu einem hartnäckigen Widerstand getroffen hat. Die feige Bevölkerung aber will lieber mit dem Feinde verhandeln, als ihre Stadt beschießen lassen. Ein sonderbares Zeichen — ein armloser Schatten — das Dschazzar im Dämmerdunkel seiner Moschee gesehen, bestärkt diesen in seinem Entschluß zum Widerstande. Und in der Tat erscheint der Uli im Augenblick höchster Spannung zwischen dem Pascha und den Akkobürgern. Er versteht die Zaghaten umzustimmen, was dem Pascha derart gefällt, daß er seinem Weibe Obdach in seinem Schlosse gewährt, mit dem Hintergedanken, der Fremden Fallen zu legen, um sie seinen Wünschen gefügig zu machen. Hierin liegt der Keim zu der Todesfeindschaft zwischen Pascha und Uli. Trotzdem führen beide gemeinsam den Verteidigungskampf gegen Napoleon, bis dieser unverrichteter Dinge abziehen muß. Gleichzeitig bricht die alte Wunde zwischen Dschazzar und Hamza auf. An der Bahre der schönen Tscherkessin erschießt der Pascha seinen ungebärdigen Gegner. Die Stadt Akko hat sowohl diesem wie jenem ein treues Gedächtnis bewahrt. Während der Befehlshaber in der nach ihm genannten Moschee die letzte Ruhesatt gefunden, hat die dankbare Bevölkerung dem Heiligen ohne Arme im Norden der Stadt ein größeres Grabgebäude errichtet. Ihre Geschichte erhält sich von Geschlecht zu Geschlecht und geht besonders an Winterabenden, wenn draußen Wind und Wellen am Gestade toben, von Mund zu Mund.

### Palästina-Erinnerungen.

Von Dr. med. Lamec Saad.

Nachdruck verboten.

(5. Fortsetzung.)

#### 13. Protestantische und katholische Judenmissionen.

Unter den christlichen Nationen sind es gerade die Engländer, die sich jetzt zum Beschützer des Zionismus aufwerfen, die als Erste und neben den Amerikanern am eifrigsten für die Bekehrung der Juden in Palästina wirkten, wobei zugleich bemerk sei, daß von jeher unter dem Deckmantel der Proselytenschmiederei eine eigene starke politische Propaganda seitens der Engländer betrieben wurde. Die bedeutendste und finanziell am besten gestellte Mission ist die im Jahre 1809 in London gegründete: „London Society for promoting Christianity amongst the Jews“ (Londoner Juden-Missions-Gesellschaft), die anfänglich ihr Augenmerk nur auf die in England lebenden Juden richtete, aber schon im Jahre 1823 ihre Tätigkeit auf das Heilige Land erstreckte. Ihre erste Niederlassung war in Jerusalem. Allmählich setzten sich ihre Missionare, sowie die anderer englischer und später auch amerikanischer Missionsgesellschaften in allen größeren Orten Palästinas fest. Sie verfolgten ihr Ziel durch ihre Lehranstalten, in Handwerksstätten, in ihren Hospitälern, durch Predigten, Verteilung des Neuen Testaments und anderer Gebetbücher, durch Traktate und durch Kolportage. Ihre Agenten suchen und gewinnen ihre Gefolgschaft unter den Angehörigen aller Schichten. Daß sich ihre Versuchsobjekte aus Angehörigen aller Nationalitäten zusammensetzen, die häufig kaum eine andere Sprache als ihre Landessprache beherrschen, erschwert den Missionaren ihr Wirken natürlich sehr. Die Er-

ziehung der englischen Missionare geschieht in London. Auch auf Malta unterhielten die Engländer ein hebräisches Institut, in dem junge jüdische Proselyten für ihren künftigen Beruf ausgebildet wurden. Wie viele Bekehrungen geglückt sind, ist schwer festzustellen. In den letzten 50 Jahren des verflossenen Jahrhunderts sollen etwa 680 Übertritte zu verzeichnen gewesen sein. Von 1885 wurden die Judentaufen spärlicher, bis sie durchschnittlich auf etwa 12 Fälle pro Jahr herabsanken. Wer sich aus den unteren jüdischen Volkskreisen zum Übertritt bereit erklärt, wird zur Vorbereitung in dem der Mission unterstehenden Handwerker-Haus in Jerusalem drei Monate hindurch beschäftigt, mit anständiger Kleidung versiehen und verpflegt. Während dieser Zeit soll es sich zeigen, ob er seinem Vorsatz treu bleibt. Ist diese Prüfungszeit überstanden, übermittelt man den Konvertiten dem „House of Industry“, einer Anstalt, in welcher ihm Gelegenheit gegeben wird, sich in irgendeinem Handwerk auszubilden. Gleichzeitig wird er in Abendkursen in Religion und den Elementarfächern unterrichtet. Nach beendeter Lehrzeit und erhaltener Taufe werden diese Zöglinge der Missionsgesellschaft entweder als Gesellen weiter beschäftigt oder man bietet ihnen eine kleine finanzielle Hilfe zur Gründung einer eigenen bescheidenen Existenz (im Höchstfalle von sieben Pfund) an. Bei ganz besonders guter Führung wird zugunsten der Lebende, nach Abzug für die von der Mission verausgabten Unterhaltungskosten der Ertrag ihrer Arbeit während der Lehrzeit in einer mit zur Mission in Verbindung stehenden Bank angelegt. Seitens der Juden machte sich gegen die Missionspraktik ein erheblicher Widerstand geltend, der so weit ging, daß denjenigen ihrer Glaubensbrüder, die in englischen



Jüdische Bauern aus Transsylvanien bei einem Informationsbesuch  
in der Kolonie der Jabloner Chassidim

Hospitälern sterben, die jüdischen Friedhöfe verschlossen bleiben. Einer meiner jüdischen Bekannten sagte einmal zu mir: „Was wir den englischen Missionaren nicht verzeihen, obwohl sie unseren Armen viel Gutes tun, ist, daß sie unsere Leute der Religion unserer Väter absprangt machen wollen und sich so weit entwürdigen, die Worte unserer Propheten in fälschlichem Sinne auszulegen. Sie nähern sich Armen und Kranken, die sie durch Geld und Wohltaten zu ihrem Glauben heranziehen. Nach unserer Auffassung sind die Geschäfte, in die man soviel Geld steckt, wie die Engländer in die Missionen, aber recht schlechte Geschäfte!“

In der Tat haben die Judenmissionen auch hauptsächlich nur Glück bei den ärmsten Schichten. Besonders ablehnend verhalten sich ihren Bemühungen gegenüber die Aschkenasim, die nach der Meinung meines Gewährsmannes die Gebildeteren und Bibelsicheren sind und die für die Geschichte des Judentums und die Verfolgungen, denen die Juden seitens der Kreuzritter und der Inquisition ausgesetzt waren, ein größeres Verständnis haben, als die anderen jüdischen Sekten. — Da mein Gewährsmann zu den Aschkenasim gehört und diese anderen, besonders den Sephardim, wenig sympathisch gegenüberstehen, wage ich mich nicht seiner Meinung, soweit sie den Bildungsgrad seiner engeren Glaubensgenossen anbetrifft, anzuschließen. Im allgemeinen herrscht die Ansicht, daß letzterer auf einem höheren Kulturniveau stehen.

Den protestantischen englischen und amerikanischen Missionen gehören folgende Niederlassungen und Institute außer den bereits erwähnten Arbeitshäusern in Jerusalem an: die „Church Missionary Society“ hatte bis zum Kriege in Jafa und Lydda